


Nr. 251. Bromberg, den 16. November 1928.

# Der schwarze Mann.

Roman von **Alfred Machard.**



(22. Fortsetzung.) 

Wenn er schon seinen Körper zum Opfer bringt, dann, o Gott, will er doch zum mindesten die Seele retten.

Bernier aber weiß jetzt mit Sicherheit, daß er mit keinem geheimen moralischen Gebrechen behaftet ist. Seine gewalttätigen Anwandlungen — das war nichts als ein letztes Überbleibsel aus dem Bagno . . . Vorher hat er nicht töten können . . . Und auch jetzt wehrt sich sein ganzes Wesen voll Ekel und Abscheu gegen das Verbrechen.

Aber hat Boubou den Brief auch abgegeben? Ach, wenn er das nur wissen könnte! Bernier erschaudert. Wer heult da so? Doch er versteht: es ist das Signal. Die Schlange scheint erstaunt zu sein, daß er noch immer nicht bei dem Tor ist. Soll er das Tor wirklich öffnen? Damit diese Räuber in den Garten dringen können! Und vielleicht auch in das Haus. Nein, sie kommen nicht in das Haus! Vor allem, wenn Boubou den Brief abgeben konnte . . .

Aber er muß so tun, als würde er den Aufforderungen der Schlange unverzüglich Folge leisten.

Wo ist das Tor? . . . Dort. Er muß sich nur die Mauer entlang tasten.

Wie hoch und naß doch das Gras ist!

Jetzt hat er das Tor erreicht . . . Donnerwetter! Das Schnapsmaul und die Schlange erwarten ihn schon ungeduldig hinter der Mauer.

Die Schlange liegt mit dem Mund an der Tür flach auf dem Bauch. „Hallo! . . . Was ist denn? . . . Hallo!" ruft er ärgerlich.

„Nicht so laut!" sagt Bernier. „Man wird dich hören."

„Hast recht . . . aber was treibst du . . . So mach doch auf!"

„Ich kann aber nicht . . . Hab schon alles versucht . . . Hier ist eine dicke Kette mit zwei Ringen und einem Vorlegeschloß."

„Feil sie durch!"

„Hab ich denn Zeit! . . . Dazu braucht's eine Stunde . . . Und dann ist auch noch ein Schloß da."

„Kannst du das Schloß nicht aufsprengen?"

„Mein Stemmeisen ist nicht stark genug."

Bernier sagt nicht die Wahrheit. Nur eine Art rostiger Riegel verschließt die Tür. Man brauchte ihn bloß zurückschieben und das Tor wäre offen.

„Verdammt!" brummt die Schlange enttäuscht. „Da müssen wir halt von oben kommen, wenn was los ist."

Jetzt beginnt aber das Schnapsmaul mit Fragen: „Was hast du denn jetzt da oben gemacht, daß man dich gar nicht gehört hat?"

„Ich bin an die Bude ran gegangen."

„Nun und?"

„Wird eine harte Arbeit werden."

„Warum?"

Komischer Kerl, dieser Bernier! Was lächelt er denn auf einmal so rätselhaft?

„Die Tür ist vertrackt", sagt er. „Schlimmer noch, als das Tor . . . Jeder Pfosten drei Finger dick. Die Fenster aber sind inwendig mit Eisenriegel zugeriegelt."

„Teufel einmal! . . . Die Bude ist ja die reine Festung!"

Bernier lehnt mit einer Schulter an dem geteerten Holz des Tores. Sein Gesicht ist noch immer voll Angst. Aber in seinen Augen, die voll Tränen stehen, steigt so etwas wie eine Hoffnung auf. Und dann dieses Lächeln . . . dieses unerwartete, plötzliche, geheimnisvolle Lächeln . . .

Zu welchem Zweck erfindet er die ganze Geschichte? Warum belügt er Butard? Was verspricht er sich davon?

„Halten wir uns nicht länger auf", erklärt das Schnapsmaul besorgt. „Ich helfe dir mit der Faust die Tür einschlagen."

„Nein!" ruft Bernier rasch und geängstigt. „Das würde nichts nützen . . . Der Lärm wäre zu arg . . . aber ich weiß etwas anderes."

„Und zwar?"

Ach, wie Berniers Stimme auf einmal zittert, zittert!

„Ich habe nämlich unter der Eingangstür . . . so was wie eine Dachluke bemerkt . . . ein kleines Türfenster . . . ohne Scheibe . . ."

„Famos!" ruft Butard. „Da mußt du ja nur durchsteigen."

„Das hab ich auch gedacht," antwortet Bernier, „aber das Loch ist zu klein . . . da kommt kein Mann durch . . . dazu braucht man einen Buben."

„Einen Buben . . . den hat man doch nicht gleich bei der Hand."

Jetzt kommt Berniers geheimer Gedanke ans Licht. Und indem er sich alle Mühe gibt, um seine Aufregung zu verbergen, sagt er: „Doch . . . wir haben ja Boubou . . . . meinen Kleinen."

„Ja, richtig," sagt die Schlange.

„Ach was . . . der ist noch zu dumm," erwidert das Schnapsmaul.

Bernier fährt fort, als hätte er nichts gehört: „Ich laß ihn durch das Fenster springen . . laß ihn dann mit einem Strick auf den Gang hinunter . . . dort . . . macht er mir die Türe auf . . . Oh, der ist schlau . . . ich mach mit ihm, was ich will."

Das Schnapsmaul scheint nicht sehr überzeugt zu sein.

„Er wird zu laut sein."

Nun erfindet Bernier, um ihn zu überreden, nicht ohne Anstrengung eine ganze Lügengeschichte: „Ich kann dir nur sagen . . . es ist nicht das erstemal, daß er mit seinem Vater arbeitet . . . unlängst. wie wir nichts zu beißen hatten, hab ich ihn in eine Küche einsteigen lassen . . . kannst dir nicht vorstellen, wie geschickt er war."

„So lernt er wenigstens das Handwerk", sagt die Schlange belustigt. Die Geschichte scheint ihm großen Spaß zu machen. „Zeit, daß das Balg in die Lehre kommt."

Bernier ist in die Knie gefallen. Wenn sie ihn so gesehen hätten! Er ringt die Hände, hebt das Gesicht gegen den Himmel, als betete er.

„Na, was ist denn?" fragt das Schnapsmaul, erstaunt über sein plötzliches Stillschweigen. „Was treibst du denn?"

„Ich warte auf deinen Entschluß," antwortet Bernier, der noch immer auf den Knien liegt. „Bist du einverstanden, so ist es gut . . . Willst du aber nicht, so übernehme ich keine Verantwortung . . . nein, wirklich nicht."

Neuerliches Schweigen. Kaum, daß man Butard und die Schlange miteinander flüstern hört. Sie beraten, ob es günstig sei, Boubou zu holen.

Und Bernier wartet totenbleich auf die Entscheidung . . .

Dann gibt das Schnapsmaul aber doch nach. „Genug geschmust! . . . Werden noch erwischt werden . . . Ich hol dein Balg . . . Ist übrigens deine Sache . . . Du machst ja die Arbeit . . ."

„Herrgott, wie dank ich dir!“ ruft Bernier aus tiefstem Herzen leise aus.

Man hebt Boubou auf die Mauer hinauf. Dann läßt man ihn, während er sich an die Strickleiter klammert, auf der anderen Seite herunter. Sein Vater fängt ihn mit den Armen auf.

„Hallo! . . . Hast du den Buben?“

„Ja . . .“

Und jetzt trägt Bernier, ganz verloren in dem immer dichter werdenden Nebel, seinen Sohn zu dem Haus hin . . .

„Boubou . . . sag rasch . . .was ist mit dem Brief . . . was hast du gemacht?“

„Nichts, Pap.“

„Nichts?“

„Nein.“

Bernier ist seiner Stimme kaum mehr mächtig. „Nichts!“ wiederholt er. Und fragt dann: „Wieso, Boubou?“

„Die böse Frau hat mich mitgenommen, um Besorgungen zu machen. Es waren aber keine richtigen Besorgungen . . .“

„Pst! Sprich leiser!“

„Wo gehen wir denn hin, Pap?“

„Was ist mit dem Brief? . . . Sprich weiter!“

„Das waren gar keine Besorgungen in Geschäften . . . nein, wir sind auf die Felder gegangen . . . stehlen sind wir gegangen . . . Salat. Und weil ich klein bin, hat mich die Frau unter den Zäunen durchgeschoben . . . Ich hab Angst gehabt . . . vor den Hunden . . . Und wie wir dann zurückgegangen sind, da hab ich, weil kein Schutzmann da war, den Brief auf die Erde geworfen . . . Auf den Weg . . . Ich hab mir gedacht: wenn ihn ein Schutzmann sieht, so hebt er ihn vielleicht auch auf . . . War das nicht gescheit?“

Bernier bleibt erschöpft mitten im Garten stehen. Die Furcht erdrückt ihn. Und die regensatten Nebel der Nacht lasten ebenfalls unerträglich schwer auf ihm.

B o u b o u h a t a l s o d e n B r i e f n i c h t a b g e g e b e n. Und keine seiner mit Hoffnung und Angst gehegten Erwartungen wird in Erfüllung gehen.

Keine . . .

„War das nicht richtig?“ fragt das Kind besorgt.

Bernier denkt einige Sekunden nach. „Doch . . . Es war immer noch besser, als wenn du ihn behalten hättest . . . Vielleicht . . . Wer kann das wissen . . .“

Und es ist, als suche er mit einer unsicheren und unbestimmten Handbewegung immer noch eine Hoffnung zurückzuhalten.

Dann geht er auf das Haus zu . . .

### Z w a n z i g s t e s K a p i t e l.

### Die Alte.

Sie sind nun vor der Tür des Hauses. Bernier hat seinen Sohn auf die Erde gestellt und heißt ihn schweigen. Das Kind aber flüstert, indem es sich ängstlich an dem Mantel des Vaters anklammert: „So ist der schwarze Mann also doch nicht tot.“

Bernier stützt in bekümmertem Nachdenken den Kopf in die Hand. Was soll er tun? Tausenderlei einander widersprechende Gedanken und Empfindungen, tausenderlei Todesängste schütteln ihn in wirrem Durcheinander. Was soll er tun? Er weiß es nicht. Er weiß überhaupt nichts mehr. Zittert nur wie ein Baum im Sturmwind.

Ach, wenn er doch noch einmal mit Boubou fliehen könnte! Der Wald ist nahe und die Nacht ist finster. Aber an vier Ecken des Besitztums wachen ja vier Glieder der Kette . . . Und wenn sie auch die Gefahr von außen erwarten und so den Blick in die Ferne gerichtet haben, so behalten sie doch auch die Mauer im Auge, über die Bernier sich jetzt englisch empfehlen möchte. Goume hat sie ja gewarnt: „Nehmt euch vor dem Einundsechziger in Acht.“

Was soll er tun? . . . Im Garten warten . . . warten, bis „s i e“ kommen? . . . Wenn „s i e“ aber gar nicht kommen?

Dann wird das Schnapsmaul, beunruhigt, daß er noch immer nicht mit der Beute kommt, in den Garten springen und auf das Haus zugehen.

Was soll er nur tun?

Vielleicht ist es doch noch besser, wenn er in dieses ruhige Heim, bei den beiden wehrlosen schlafenden Frauen eindringt. Er müßte sie ja nicht gleich töten, käme nur mit irgendwelchem wertlosen Zeug wieder zurück und könnte dann sagen: „Sonst ist nichts da . . . und die Malvinat, die lebt nicht mehr . . .“ Durch einen Stich in den Arm würde er sich ein bißchen Blut verschaffen und damit seine Hände und die Klinge des Messers einschmieren. Und dann müßte das Flugzeug ihn und sein Kind weit fortbringen, weit, bis nach England . . .

Weit weg von Goume könnte er flüchten. Dann brauchten ja nur mehr zwei Tage und noch eine und eine halbe Nacht vergehen, und der Tag der Verjährung wäre gekommen. Und er wäre frei . . . endlich frei!

So ist es am besten . . . Er muß in das Haus hinein! Aber wie ist er nur auf den Brief gekommen, den Boubou eben erst auf die Straße geworfen hat? Wenn dieser Zettel nun doch unglückseligerweise an seine Adresse gelangt ist, dann kann er ja in einer Stunde, ja vielleicht auch nur in einigen Minuten auf immer der Freiheit verlustig gehen! . . . Auf immer! Denn, wenn „sie“ kommen, so läßt das Bagno seine Beute nie mehr los.

Er hatte ja nur unter dem Druck der äußersten Hoffnungslosigkeit den Polizeikommissar verständigt, nur, weil er Goumes verbrecherischem Auftrag nicht nachkommen und weil er Boubou, seinen Kleinen, der rohen Gewalt dieser Bestien entreißen wollte. Er hatte auf die Rückseite eines Briefes, den ein Holzlieferant an die Adresse Vinzenz Parolt gerichtet hatte und der noch in einer seiner Taschen war, geschrieben: „Heute Nacht wird der entsprungene Sträfling Bernier bei Frau Malvinat in der Villa „Waldesruh“ in Chaville einbrechen. In der Nähe der Villa ist ein Flugzeug. Verhindert vor allem, daß das Flugzeug mit seiner Beute davonfliegt und nehmt euch des Kindes an, das ihr darin finden werdet. Bernier ist aber nicht allein! Nehmt euch in acht! Ich beschwöre euch, diesen Mitteilungen Glauben zu schenken. Macht aber rasch!“

Er war des Kampfes müde gewesen und wollte sich lieber freiwillig der Polizei ausliefern, als wieder ein Verbrechen begehen und die Freiheit mit Blut zu erkaufen.

Aber wenn er sich mit List zu helfen wüßte! . . . Er wurde sich erst darüber klar, daß er mit ein bißchen Glück ohne zu morden oder zu rauben seine rohen Genossen hinters Licht führen könnte. Und dann wäre die Flucht in dem Flugzeug auch seine Rettung! . . .

Er war ja irrsinnig gewesen, diesen Brief zu schreiben!

Aber sein Mut hatte ihn unter all den entsetzlichen Erlebnissen verlassen. Seine seelischen und körperlichen Kräfte waren, wie er so zwischen Hunger, Not und Schrecken, zwischen der rasenden Verfolgung der Polizei und den fürchterlichen Drohungen der Verbrecher hin und her geworfen wurde, geschwunden. Er war nichts mehr gewesen, als ein Häufchen Elend, wollte nur eines: ein Ende machen.

Er weiß nicht . . . er weiß nicht mehr, was er tun soll . . . in ihm ist alles finster . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Kleine Schlüsselbund-Historie.

Humoreske von Leo am Brühl.

Als sie am Sonntagnachmittag mit schöner, fraulicher Verspätung zum Spaziergang antanzte, übergab sie mir mit spitzen Fingern ein klirrendes Gerümpel und sagte dazu: „Willst du so freundlich sein und den Schlüsselbund an dich nehmen? — Ich weiß wirklich nicht, wo ich ihn unterbringen soll.“

Das klang so vertraut wie unter guten, alten Bekannten, während doch in Wirklichkeit das „Du“ vor Neuheit geradezu in der Sonne funkelte.

Natürlich beeilte ich mich zu versichern, daß ich ihr die ungefüge eiserne Last mit dem dicksten Vergnügen abnähme, ließ den stolzen Worten die mannhafte Tat folgen und barg das Geklapper in meiner rechten Hosentasche mit einer Andacht, als handle es sich um den plötzlich entdeckten Goldschatz des Dschingis Khan. Zwar rasselten in dem neuen Gewahrsam die Schlüssel unliebsam mit Taschenmesser, Nagelfeile und andern immer notwendigen Utensilien zusammen, auch verzogen sie dank ihres Gesamtumfanges schmählich die Bügelfalte der hellen Sonntagsausgehhose; aber ich mußte mir gestehen, daß sich das Eisenbündel immerhin ästhetischer meinen seriösen Rundungen anpassen würde als der anbetungswürdigen Schlankheit der holdseligen Mitspaziererin.

Für ganz kritische Verfolger dieser Geschichte sei erläuternd hinzugefügt, daß meine anderseitige Hosentasche mit meinen eignen Schlüsseln und einem Miniaturfernglas ausgefüllt war, mit welch letzterem ich unterwegs der neuen „Du“ zu imponieren gedachte. Es kommt manchmal im Leben auf Nichtigkeiten an.

Sie, leichtbeschwingt und kurz berockt, ich, auf beiden Weichen eisengerüstet, so zogen wir ins Gelände; die schlichte und gänzlich unmoderne Wanderung durch Wald und Flur — Naturgenuß, mit philosophischen Betrachtungen bis zur Höhe Obersekundareife vorsichtig verschnitten — verlief ohne Zwischenfall. Vorpostengeplänkel.

Jedoch als wir um die neunzehn Uhr wieder an unserem nachmittäglichen Ausgangspunkt angelangt waren, befanden wir uns dergestalt im Banne besagter Philosophie, daß es uns dringend notwendig erschien, die angeschnittenen Themen nach zwanzig Uhr weiter zu bereden. Vorerst war allerdings eine vorübergehende Trennung nicht zu vermeiden, sintemalen die liebliche Gefährtin altertümliche und gestrenge Eltern besaß und einem väterlichen Befehl zufolge

zum Abendbrot die bildhübschen Beine unter Mutters Tisch zu stecken hatte.

Also denn, Abschied und Verabredung. Begleitung dankend verbeten.

Die Sonne verschwand. Es wurde kühl, und ich schlüpfte in den Regenmantel, den ich bis dahin treu über dem Arm getragen hatte. Übrigens das beste Mittel gegen Niederschläge.

So trabte ich gedankenverloren tausend Schritte bis zu meiner Behausung, um ebenfalls dort, billig und gut, für des Leibes Atzung zu sorgen.

Frau Krause, die meinen Wigwam und mich mütterlich betreute, hatte den an Sonntagen üblichen kalten Aufschnitt schon gerichtet. Alles klappte vorzüglich. Und schon eine Stunde später ließ ich wieder hinter mir die Flurtür ins Schloß fallen, um freudig bewegt zum Treffpunkt zu eilen. Auf der Treppe noch griff ich instinktiv mit der flachen Hand auf die Hosentasche: beruhigt fühlte ich — rechts! — meinen Schlüsselbund.

Die Hälfte des glückhaften Wegs lag bereits hinter mir, als mich die schnöde Lust nach einer Verdauungszigarre ankam. Ich holte sie vorsichtig aus der behütenden Ledertasche und fahndete dann nach dem Taschenmesser. — Rechts!

Da, — da faßte mich der Schreck.

Das waren — in der rechten Hosentasche — ja gar nicht meine Hausschlüssel, sondern „ihre", die sie vergessen hatte, — die ich vergessen hatte, ihr zurückzugeben. — Demnach, und dies stand fest, war sie ohne die Schlüssel nach Hause gegangen, zu den grimmen Eltern.

Wenn aber, — dann waren meine Schlüssel, die ich doch beim Aufsperren vor dem Abendbrot benutzt hatte, jetzt zu Hause liegen geblieben. Ohne Schlüssel wiederum konnte ich um Mitternacht nicht in meine Wohnung, denn dann schlief Frau Krause. Und bisher war es der Technik noch nicht gelungen, eine Klingel zu erfinden, die Frau Krause aus dem Schlaf geweckt hätte.

Darum und deshalb. kehrt marsch! — Im Eiltempo zurück.

Ich lief und kam allmählich in Dampf. Der Regenmantel auf dem Arm wurde plötzlich schwer und hinderlich. Und die Schlüsselsache begann mich zu ärgern.

Prustend langte ich vor der Haustüre an und stieß sie auf.

In diesem Augenblick der heftigen Bewegung klirrte es verräterisch im Mantel. Mit einem Fluch fuhr ich in die Manteltasche. Da steckte m e i n Schlüsselbund, den ich beim Nachhausekommen hatte hineingleiten lassen.

Also wieder kehrt! — Und jetzt aber marsch, marsch! — Sonst kam sie pünktlich und i ch zu spät. Und dann war sie vielleicht wieder fort, — aber nein! Ich besaß ja ein wertvolles Pfand, ihre Schlüssel.

Tausend Schritte hetzte ich wieder in die Gegend.

Hurre, hurre, hopp.

Sie war schon da, diesmal ohne Verspätung. Wieso das?

Sie empfing mich mit einem ungeheuren Schwall von Vorwürfen, aus denen ich mühsam den Tatsachenbericht herausschälte, daß sie ohne ihre Schlüssel einfach nicht in die elterliche Wohnung hinein gekommen war. Haustür sonntäglich verschlossen, Klingelleitung gestört.

Fast eine Stunde wartete das bedauernswerte Wesen auf mich. Und ich kam noch nicht einmal zur rechten Zeit.

„Zuerst muß ich jetzt nach Hause!" schloß sie die mich vernichtende Epistel, denn ich war schuld an allem. „Gib mir meine Schlüssel!"

Ich kramte im Labyrinth der Tasche und redete. Und redete und versuchte, aus der Katastrophe die Vereinbarung eines neuen Stelldicheins heraus zu angeln. Aber sie blieb spröde und abweisend, griff das unglückselige Eisenbündel und sprang in den Wagenzug der Linie 13, gerade als er abfuhr.

Zerknirscht schlenderte ich meine tausend Schritte heimwärts.

Der Abend war mir verdorben.

— Genau so verdorben schien mir das Schloß meiner Haustür zu sein, denn der Schlüssel paßte nicht. Bis ich das dreimal verfluchte Ding anschaute: — nun hatte ich glücklich ihre Schlüssel und sie die meinen!

Sie mochte — Telepathie?! — den Irrtum zu derselben Sekunde bemerkt haben. — Denn jetzt gingen wir uns gegenseitig suchen. Keiner wußte nämlich ganz genau, wo der Partner der Tragödie wohnte.

Wir suchten und fanden — uns. So um die zweiundzwanzig Uhr.

Sie schimpfte, und ich lachte. Dann lachte auch sie.

Vorsorglich begleitete ich sie jetzt bis vor ihre Tür.

Und siehe, es begab sich, daß die Rabeneltern unbekümmert um das Schicksal ihrer verirrten Tochter ausgegangen waren. Welcher Umstand uns veranlaßte, noch zu solcher Nachtzeit nun doch zwecks weiterer Ausspinnung der begonnenen philosophischen Themen ein Kaffeehaus aufzusuchen.

Um 0 Uhr erst kehrte die Liebliche in den heimatlichen Wigwam zurück. — Der Rabeneltern Geschimpfe umprasselte sie mächtig. Sie ertrug es stumm und mit der staunenswerten Demut, die nur die Frauen auszeichnet, wenn sie wahrhaft lieben . . . .

---

## Lied der Auslandsdeutschen.*)

**J. Czajanek.**

Viele Auslandsdeutsche leben
Weit zerstreut in aller Welt,
Geist'ge Fäden um sie weben
Fest ein Band, das alle hält:
Überall erklingen Lieder
Deutscher Sprache einend Band;
Klingt im Gruß bei allen wider
Als „Grüß Gott" im fernsten Land!
Mutterlaut, du hältst bezwungen
Unsre Seele, unser Herz,
Klingst inmitten fremder Zungen
Doppelt hehr in Lust und Schmerz.

Muttersprache, liebe, traute,
Wir geloben dir aufs neu:
Deinem süßen, wonn'gen Laute
Bleiben wir auf ewig treu!
Mutterland wir grüßend preisen,
Das uns diese Sprache bot
Für Gebet und Liederweisen,
Die uns stählt in Freud' und Not.
Auslandsdeutsche wollen singen
Frohbewegt in aller Welt!
Deutsches Lied soll dort erklingen
So lang es Gott gefällt!

*) Für Männerchor vertont von Viktor Clarriß C z a j a n e k (Bielitz) und uraufgeführt durch den M.-G.-V. „L i e d e r t a f e l" G r a u d e n z am 3. November 1928 in Graudenz.

---

# Ersparte Romane.

**Es wird hier erstmalig der Versuch unternommen, lediglich die letzten Zeilen eines Romans zu schreiben, in der Hoffnung, daß der Leser darin den gesamten Roman von vierhundert Seiten in seinem Inhalt, in seiner Tendenz und Stilistik vor sich liegen sieht, und dem Autor Dank weiß, Geld, Zeit und unnötigen geistigen Ballast gespart zu haben.**

Es beginnt:

„Verhaftet??!" schrie das blonde Mädchen weh auf. „Du nur ein böser Detektiv? Und ich habe dich doch (399 Seiten) sooo geliebt."

Unbekümmert übergab sie der schlanke Meisterdetektiv seinen Beamten.

*

„. . . und jetzt kannste wieder Sie zu mir sagen", band sich Emma die Schürze.

*

Von aller Welt verlassen, von Haus und Hof verjagt, wanderte der Altbauer von dannen. Zum letzten Male berührte sein Fuß die vom Vater ererbte Scholle, zum letzten Male ging er den Weg vom eigenen Hof über die Felder zu seinem kleinen Wäldchen. Den Weg, den er als Kind bloßfüßig an der Hand der Mutter getippelt, den er als Jüngling Arm in Arm mit der züchtigen Braut im Mondschein träumend geschritten war, den er als geachteter Mann und Großbauer stolz trat, den er dann leichtsinnig mit dem städtischen Hypothekenmakler gewandelt war; den Weg, der sein Haar in Sorgen weißer werden sah und seinen Rücken krummer. Zum letzten Male ging er den Weg. Um nie wieder zurückzukehren.

Oben krähte eine Krähe.

*

„. . . nun denn", sagte Graf Bodo von Bodenstein, „nun denn!"

Ein gerader Schritt.
Eine kurze Verbeugung.
Die Hacken klappten zusammen.
Kurz und gut, exakt.
Das Monokel blitzte.

„Gnädige Frau", schnarrte er stramm, „es ist mir Glück und Ehre, die Hand Ihrer Tochter Adelgunde im Besitz meines Namens derer von und zu auf Bodenstein zu wissen."

„Oh, Herr Graf, welche Überraschung . . ."

„Gnädige Frau, ja oder nein?"

„Adelgunde, mein Kind?"

„Ach ja, Mama."

„Adelgunde!"

„Bodo!"

„Mein Sohn!"

„Mutter!"

„Kinder!"

Schluß.

Weitere Werke des gleichen Verfassers in Vorbereitung.

*

Emsig emste die Biene. Rot war ihr Kleid, rot wie der Tau des Morgens. Sie putzte die Flügel. Sie putzte die Flügel? Sie putzte die Flügel??

Ja, ja, und ja — sie putzte die Flügel. Die kleinen, süßen, sonnigen Flügel, und flog hinaus.

Hinaus aus dem Moor, hinaus aus der Waldeinsamkeit. In die Sonne! In das Licht! In das Leben!

*

„Niemals", sprang Traute Truthahn auf.

Der Regisseur stand sachlich.

„Na schön — denn nicht."

Und die Hauptrolle der Revue spielte hinfort wieder in alter Treue Eva Iva.

Ein Page: Traute Truthahn.

*

Krank und gebrochen. von wüsten Wüstnissen seines wüsten Wüstlingslebens an Leib und Seele zerfressen, hockte er gelähmt in seinem Lehnstuhl.

Adda — Edda — Idda — Odda — Udda!

Wo seid ihr?

Lilly — Tilly — Milly — Zilly — Billy — Nilly!

Was ist aus euch geworden?

Er sah sie vor sich — blond, braun, schwarz, rot; dick, dünn lang, kurz — ihre blauen, braunen, schwarzen, grünen Augen leuchteten.

Da lief ein zynisches Lächeln um seinen brutalen Mund. Er brannte sich mit seinen schmalen Händen eine Zigarette an. Wie er es oft getan hatte, wenn er sich satt vom Liebesmahl erhob.

Ein Browning blitzte.

Blut spritzte.

Dann sank er zurück.

Seine Schuld war gesühnt.

„Van de Velde", starb er sühnend, „du bist für mich zu spät geboren."

*

Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Leb' wohl, kleine Inge. Werde glücklich."

„Ach, Erich!"

„Tränen?"

„Erich, ich habe nur dich geliebt."

„Herrjenee, wenn ich davon bloß eine blasse Ahnung gehabt hätte!"

Und es rollten die Tränen und der Zug.

*

„Keine Möglichkeit zu einem anständigen bürgerlichen Gewerbe?"

„Keine Möglichkeit. Sie haben nichts gelernt. Sie sind nichts. Sie haben nichts."

Da griff er zum letzten verzweifelten Mittel.

Nahm Abschied von Braut, Weib und Kind,

Und schrieb diese Geschichte.

**Jo Hanns Rösler.**

---

Wir brauchen nicht so fort zu leben, wie wir gestern gelebt haben. Machen wir uns nur von dieser Anschauung los, und tausend Möglichkeiten laden uns zu neuem Leben ein. **Morgenstern.**

---



## Bunte Chronik



* **Seltsame Lebensprobe.** Auf Schiffen wurden früher alle Leichname zwölf bis achtzehn Stunden nach dem Tod in das Meer versenkt. Allgemeine Regel dabei war, daß der Leichnam in ein Stück Segeltuch genäht, und des besseren Untersinkens wegen mit einem Gewicht beschwert wurde. Um sich zu überzeugen, daß man keinen Scheintoten versenkte, nähte man stets das halbe Gesicht mit ein, so daß der Nasenknorpel dabei durchstochen wurde. Diese sonderbare Lebensprobe wurde um das Jahr 1770 zuerst in England eingeführt, als ein Scheintoter, der beim Einnähen zufällig in die Nase gestochen wurde, wieder zu sich kam. Allmählich nahmen dann sämtliche seefahrenden Völker diesen Brauch an.

*

* **Die Rose von Jericho.** Die Pflanze, die diesen Namen führt, und auch in Deutschland nicht unbekannt ist, ist keine Rose, und wächst auch nicht in der Umgebung von Jericho. Sie wird an den Ufern des Roten Meeres in Palästina und in der Nähe von Kairo gefunden, wo sie besonders häufig vorkommen soll. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie bei dem Reifen der Früchte alle Blätter verliert. Sie trocknet dann völlig ein und zieht sich, mit ihren sämtlichen Zweigen, zu einem faustdicken Ball zusammen. In dieser Gestalt wird sie als „Rose von Jericho" nach Europa gebracht. Sobald man sie ins Wasser legt, breitet sie ihre Zweige wieder aus, und zieht sich wieder zusammen, sobald sie trocken wird. In Italien dient sie zu mancherlei Aberglauben; so will man aus ihrem raschen Ausbreiten im Wasser schwangeren Frauen eine rasche Niederkunft weissagen.

*

* **Magenwärme und Getränketemperatur.** Vor einiger Zeit gelangen dem Forscher Fürstenberg sehr interessante Feststellungen über die Wärmeverhältnisse des Mageninneren und ihr Verhalten bei der Aufnahme warmer oder kühler Getränke. Wurde von der Versuchsperson beispielsweise Tee getrunken, der eine Temperatur von 40 Grad Celsius aufwies, so war sogleich ein Ansteigen der Magenwärme um 3,4 Grad Celsius zu beobachten. Darauf sank die Wärme wieder, zeigte aber erst nach etwa einer Viertelstunde wieder ihre Normaltemperatur. Auf die Aufnahme von Tee, der 30 Grad Celsius, also kühler als die normale Magentemperatur war, erfolgte dagegen ein Sinken der Magenwärme um 3,2 Grad Celsius. In diesem Fall dauerte es zwölf Minuten, ehe die Magenwärme wieder auf ihre normale Höhe gestiegen war. Hieraus ergibt sich also, daß sich die Magenwärme bei der Aufnahme kühlerer Getränke rascher wieder ausgleicht, als wenn heiße Getränke getrunken werden.

*

* **„Kellner, einen Zeppelin mit Wolke!"** Der Mensch liebt Übertreibungen auch in unwichtigen Dingen des täglichen Lebens, besonders, wenn sie humorvoll sind. So kann man in England in einem Restaurant die etwas seltsam klingende Bestellung hören: „„Kellner, bitte einen Zeppelin mit Wolke!". Und der Kellner bringt — ein Würstchen mit Sauerkohl! "Ein Alligator auf dem Floß" ist nichts weiter als ein geröstetes Scheibchen Brot, ein Toast, mit einer Sardine! „Regenrinnen" sind eine volkstümliche Bezeichnung für Maccaroni, „Adam und Eva auf dem Floß" zwei Eier auf dem Toast, „ein Schiff mit vollen Segeln" ein gefülltes Glas Ale!

## Lustige Rundschau



* **Schnelligkeits-Rekord.** „Was ist Schnelligkeit?" — „Wie Nurmi läuft!" — „Nein. Wie man einen heißen Teller wegstellt."

*

* **Nobel.** „Herr Oberförster, warum gehen Sie eigentlich mit Ihrem Vetter so häufig auf dem verbotenen Weg?" — „Na, man muß doch seinem Besuch etwas bieten; das kostet sonst jedesmal fünf Mark!"

*

* **Reichlich.** „Furchtbare Zustände hier in Ihrem Lokal, mein Teller ist ganz feucht!" — „Entschuldigen Sie bitte, mein Herr, aber das ist doch schon die Suppe."

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.